

2 Theorien vom Normalen

Wie anhand der einleitend erfolgten etymologischen Untersuchung deutlich geworden ist (*omalos* vs. *norma*), müssen die historischen Kontexte der Verwendung des Begriffs, oder kurz die Begriffsgeschichte des Normalen, stets mitbedacht sein. Historische als auch ahistorische Ansätze nähmen in einer Rückprojektion jenes in den Blick,⁷⁷ was im zeitgenössischen Verständnis als das Normale gilt, konstatiert Link. Ist das Normale also das Alltägliche, das Ordnungsgemäße oder das, was die Mehrheit betrifft? Um das Normale als eine kulturell gewachsene Ordnungskategorie von Menschen zu verstehen, scheint es fruchtbar, nebst der Normalität als Alltäglichkeit auch die historische Prozessualität des Normalen, also seinen politischen Sinn, in den Blick zu nehmen.

Im Jahr 2007 konstatiert Lutz Ellerich, in Bezug auf die Untersuchung des „Normalismus“ (Link) lägen „[s]ystematisch ausgearbeitete Konzeptionen, die den geltenden sozialwissenschaftlichen Standards entsprechen“⁷⁸, bisher nicht vor. Dabei sei das Studium des Normalismus „eine Offensive, die aus der zweiten Linie vorgetragen wird und fehlende methodische Strenge durch kühne interdisziplinäre Verknüpfungen ausgleicht“⁷⁹, kritisiert Ellerich und verweist dabei vor allem auf Jürgen Links *Versuch über den Normalismus* (1997).

Link expliziert den heutzutage üblichen Gebrauch des Normalitätsbegriffs zunächst in einem „historisch übergreifenden, alle Zeiten und Kulturen betreffenden Sinne“⁸⁰: Diesem Verständnis nach bedeutet Normalität eine ahistorische und panchronische Alltäglichkeit, wie sie

77 Vgl. Link (1998), S. 256.

78 Ellerich (2007), S. 25.

79 Ellerich (2007), S. 25.

80 Link (1998), S. 256.

außerhalb des Moments der Krise stattzufinden pflegt. In dieser Hinsicht ist der Begriff also vom inhärenten Verständnis der Gleichmäßigkeit und Glattheit geprägt (*omalos*). Link plädiert jedoch dafür, den Begriff der Normalität strikt einzuschränken und ihn eben nicht mit jener Alltäglichkeit gleichzusetzen.⁸¹

Entgegen dem üblichen Sprachgebrauch unterscheidet er zusätzlich folgendermaßen zwischen *Normativität* und *Normalität*: Normativität sei eine „uralte[...] und sicher bereits im wörtlichen Sinne vorsintflutliche[...] Erscheinung“⁸². Normen, hier verstanden als „explizite oder implizite, durch Sanktionen verstärkte Regulative, die material oder formal bestimmten Personengruppen ein bestimmtes Handeln vorschreiben [sic]“⁸³, hätten nach Auffassungen von Forscher:innen der Ethnologie, Anthropologie und Soziologie alle menschlichen Gesellschaften besessen. Link zufolge handelt es sich bei Normen um grundsätzlich dem Handeln prä-existente quasi-juristische oder ethische Grenzen, oder um normative Handlungsstränge, wie sie dem Brauchtum eingeschrieben sind.⁸⁴ Dieser Prämisse nach stünden Normen in Unabhängigkeit von den menschlichen Akteuren, die sich nach ihnen zu richten haben.⁸⁵

81 Vgl. Link (1998), S. 256.

82 Link (1998), S. 254.

83 Link (1998), S. 254.

84 Vgl. Link (1998), S. 254 sowie Link (1999), S. 21–23.

85 Sind diese Normen, auf die Link verweist, dabei als Handlung oder vielmehr als Praxis zu verstehen? Handelt es sich mit dem Richten nach Normen also um eine „mit Intention verknüpfte Aktivität“ (Hirschauer (2004), S. 73) oder um eine in reziprokem Austausch mit der Praxis stehende, sich stets im Wandel befindliche Richtlinie? Bemerkenswert ist, dass Link zufolge für *unterschiedliche Personengruppen unterschiedliche Normen gelten sollen* (vgl. Link (1998), S. 254). Doch werden diese präskriptiv gesetzt oder in der Praxis getan? Handelt es sich also vielmehr um ein praktiziertes „Auseinandertreiben, – ziehen, und –halten“ (Hirschauer (2021a), S. 157) im Sinne der Humandifferenzierung? Die Bearbeitung dieser Frage würde Links Unterscheidung zwischen Normativität und Normalität genauer beleuchten, doch ich möchte sie hier zurückstellen. Auch Ellerich urteilt, eine „genaue Gewichtung normativer und nicht-normativer Orientierungskonzepte“ (Ellerich (2007), S. 26) sei im Gegensatz zur Untersuchung des nicht-normativen Regimes im Sinne der historischen Prozessualität von Normalität weniger stark von Belang (vgl. Ellerich (2007), S. 27).

Normalität betrachtet Link hingegen als eine kulturell gewachsene Eigenschaft verdaterter Gesellschaften,⁸⁶ die statistische Dispositive voraussetze und die es nur in Kulturen gebe, „die sich selbst kontinuierlich, routinemäßig, flächendeckend und institutionell statistisch transparent machen.“⁸⁷ Ob ein Handeln „normal“ war, sei „mit Sicherheit erst durch seine Positionierung in der konkret-empirischen statistischen Verteilungskurve, also erst nachträglich feststellbar“⁸⁸, so Link. Damit sei Normalität im Gegensatz zur Normativität dem Handeln erst post-existent. Zwar habe es auch in der Antike objektiv feststellbare und allgemein übliche alltägliche Verhaltensweisen gegeben, jedoch „bildete die Verdattung keine Bedingung der Möglichkeit, spezifische ‚Alltage‘ zu konstituieren.“⁸⁹ Somit sei Verdattung ein „historisches Apriori zwar moderner, nicht aber antiker Kulturen.“⁹⁰ Wesentlich für Links Verständnis des modernen Normalismus ist also ein quantitativ-statistisch transparent gemachtes, permanent produziertes und graduelles Verhältnis des Einzelnen zur Mehrheit. Doch wie kam es zu jener „Verdattung“ der westlichen Welt? Welche historischen Voraussetzungen mussten gegeben sein und welche kulturellen Prozesse in Gang gesetzt werden? Dies erläutert Georges Canguilhem in seiner Schrift über *Das Normale und das Pathologische* genauer.

Für Canguilhem scheint in seiner begriffshistorischen Untersuchung des Normalen ein Blick in die Medizingeschichte unumgänglich zu sein. Zwar sei der Begriff „normal“ zunächst auch im späten 18. Jahrhundert in der Pädagogik verwendet worden (– in den *Écoles normales* sollte ein regelhaftes und standardisiertes Lehren unterrichtet werden). Doch um 1800 fand der Begriff „normal“ eine rasche Ausbreitung und flächendeckende Verwendung in der Medizin,⁹¹ und so wirft Canguilhem einen Blick zurück, um zu erläutern, wie der Begriff des Normalen die *Medizin als ein kulturelles Produkt* verändert hat.

86 Vgl. Link (1998), S. 256.

87 Link (1999), S. 255.

88 Link (1999), S. 255.

89 Link (1998), S. 256.

90 Link (1998), S. 256.

91 Vgl. Hacking (1990), S. 162, Canguilhem (1974), S. 162 sowie Foucault (2021), S. 237.

In der altgriechischen Medizin, oder expliziter: in den Schriften und Praktiken des Hippokrates, werde Krankheit, so Canguilhem, als dynamisch aufgefasst, d.h. „[d]ie Störung von Gleichgewicht und Harmonie macht die Krankheit aus.“⁹² Nicht ein einzelner Teil, ein einzelnes Organ sei substantiell erkrankt, sondern vielmehr stecke die Krankheit im ganzen Menschen, so sei die Vorstellung. Die inner- sowie außermenschliche Natur sei grundsätzlich durch diese Harmonien bestimmt. Das Gleichgewicht im Menschen basiere dabei auf vier Säften, nämlich Gelbe Galle, Schwarze Galle, Blut und Schleim, „die der flüssigen Form wegen besonders geeignet sind, Veränderungen und Schwankungen mitzumachen, und deren Eigenschaften nach Gegensatzpaaren zusammengehören (heiß, kalt, feucht, trocken).“⁹³ Krankheit bedeute dabei eine Disharmonie des innerkörperlichen Zusammenspiels der vier Säfte, aber auch eine Reaktion des Körpers, um sich selbst zu heilen. Therapie bedeute in diesem Sinne die Verstärkung eines körpereigenen Ziels: „Optimismus gilt hier dem Telos der Natur und nicht der Wirkung einer menschlichen Technik.“⁹⁴

Im Gegensatz dazu gibt es Canguilhem zufolge die Vorstellung, dass „die Krankheit dem Menschen zu-stößt [sic]“⁹⁵, d.h., dass die Krankheit in den Menschen gelange „wie durch eine Tür“⁹⁶ und dass sie ihn ebenso wieder verlasse. So habe beispielsweise die ägyptische Medizin „die im Orient heimische Erfahrung der parasitären Krankheiten mit der Vorstellung der Krankheit als Besessenheit verbunden und so wahrscheinlich zum allgemeinen Krankheitsbegriff erhoben.“⁹⁷ Der Optimismus zur Heilung, also zur Rückführung des Zustands des Organismus hin zu einem gewünschten Zustand, basiere in diesem Falle auf dem Vertrauen in eine menschengemachte Technik – sei es Magie oder Erfahrung –, denn von der Natur sei nichts Gutes zu erwarten.

92 Canguilhem (1974), S. 20.

93 Canguilhem (1974), S. 20.

94 Canguilhem (1974), S. 20.

95 Canguilhem (1974), S. 19.

96 Canguilhem (1974), S. 19.

97 Canguilhem (1974), S. 19, mit Verweis auf Sigerist (1931), S. 128.

Das Gemeinsame dieser beiden Krankheitsvorstellungen sei, so Canguilhem, die grundsätzliche ontologische Verschiedenheit des Krankheitszustands vom Gesundheitszustand: Bei diesen beiden Vorstellungsweisen sei das Pathologische vom Physiologischen (vom Normalen) unterschieden „wie eine Qualität von einer anderen: einmal dadurch, daß ein bestimmtes Prinzip hinzukommt oder fehlt [wie in der altägyptischen Medizin], ein andermal infolge einer Umstellung des gesamten Organismus [wie in der altgriechischen Medizin].“⁹⁸

Die Auffassung eines vom Normalen ontologisch unterschiedlichen Pathologischen sei jedoch mit jener Weltvorstellung, der zufolge der Mensch die Natur bezwingt, ergo mit einer neuzeitlichen Weltvorstellung, nicht vereinbar.⁹⁹ So habe sich mit der Neuzeit der Ansatz entwickelt, dass das Pathologische und das Normale vom Wesen her eins sein müssen. Vorangetrieben worden sei dieser Ansatz von Auguste Comte (1798–1857) und Claude Bernard (1813–1878), die beide den Begriff des Normalen benutzen, wenn auch, wie Peter Cryle bemerkt, ohne eine konkrete Vorstellung davon zu haben, wie dieser Normalzustand überhaupt präzise zu definieren sei.¹⁰⁰

Bei der Aufstellung seiner Theorie der substantiellen Identität von Pathologischem und Normalem beruft sich Comte auf die Schriften von François Broussais (1772–1838) und entwickelt darauf basierend mit seiner Arbeit *De l'irritation et de la folie* (1828) das *Broussais'sche Prinzip*, dem er „universelle Geltung in der Welt der biologischen, psychologischen und soziologischen Phänomene“¹⁰¹ zuspricht. Diesem Prinzip zufolge sind Krankheiten „nichts anderes als das Ergebnis bloßer Intensitätsveränderungen der zur Erhaltung der Gesundheit nötigen Reize.“¹⁰² Hacking fasst zusammen, das Broussais'sche Prinzip und seine weitläufige Verbreitung durch Comte bringe zwei wesentliche Veränderungen der Auffassung von Krankheit mit sich: Zum einen

98 Canguilhem (1974), S. 20f.

99 Vgl. Canguilhem (1974), S. 21. An dieser Stelle verweist Canguilhem auf Francis Bacon (1561–1626).

100 Vgl. Cryle (2014), S. 101.

101 Canguilhem (1974), S. 25, meine Herv.

102 Canguilhem (1974), S. 25.

sei der Krankheits- vom Gesundheitszustand nicht mehr substantiell verschieden; die Natur „springe“ nicht von einem Zustand zum anderen, sondern Gesundheit und Krankheit seien *durch ein Kontinuum* miteinander verbunden. Zum anderen sei fortan *das Normale zentral* angeordnet, während die Abweichungen von dieser neuen Mitte ausgehen.¹⁰³ Während Broussais noch den Krankheitszustand im Zentrum seiner Forschung sieht und seines Erachtens die Erforschung des Normalzustands nicht genüge (wie auch immer dieser definiert sein mag)¹⁰⁴, ändert sich diese Perspektive mit Comte, der das Normale für wichtiger erachtet als Broussais. Comte habe versucht, vom Pathologischen her die Gesetze des Normalen genauer zu bestimmen, erläutert Canguilhem.¹⁰⁵ Ursache für diese Notwendigkeit sehe Comte im wissenschaftlichen Fortschritt, der Theologie und Metaphysik überflüssig mache und damit die Unsicherheit in die Welt werfe, auf welche Weise die Konzepte des Normalen in der Wissenschaft fundiert werden können: „Theology did indeed know perfectly well what ‚normal‘ was“¹⁰⁶, so Cryle. Trotz dieser neuen Leerstelle führt Comte weder Beispiele für seine These auf, dass „die die Lebensphänomene beherrschenden Gesetze für Krankheit und Gesundheit die gleichen sind“¹⁰⁷, noch lässt er eine quantitative Bestimmung des Normalen zu:¹⁰⁸ Statistics „can only lead to a profound, direct degeneration of the medical art, which will then find itself reduced to blind enumerations“¹⁰⁹, so Comte. Somit böten weder Comte noch Broussais Kriterien zur Bestimmung des Normalzustands eines Phänomens, urteilt Canguilhem.¹¹⁰ Um dennoch seine Theorie zu verankern, greife Comte wieder auf den Begriff der Harmonie zurück. Canguilhem analysiert: „So wird der Begriff des Normalen oder Physiologischen letztlich [...] in einen qualitativen und

103 Vgl. Hacking (1990), S. 164.

104 Vgl. Cryle (2014), S. 100.

105 Vgl. Canguilhem (1974), S. 22.

106 Cryle (2014), S. 102.

107 Canguilhem (1974), S. 29.

108 Vgl. Canguilhem (1974), S. 29.

109 Comte (1975), S. 724, nach Cryle (2014), S. 101.

110 Vgl. Canguilhem (1974), S. 29.

mehrwertigen Begriff umgewandelt, der eher ästhetisch und moralisch als wissenschaftlich zu nennen ist.“¹¹¹

Canguilhem hält fest, dass die ontologische Identität von Gesundheit und Krankheit nur unter zwei Bedingungen haltbar sei, wenn erstens das Normale überhaupt objektiv definiert werden könnte, und wenn zweitens der Unterschied zwischen Normalem und Pathologischem quantitativ erfasst werden könnte, „denn einzig die Quantität vermag Homogenität und Abweichung ineins darzustellen.“¹¹²

So versuchte Bernard seine Herangehensweise auf quantitative Methoden zu stützen, auf „überprüfbare Argumente, Versuchsprotokolle und vor allem auf Methoden zur Quantifizierung physiologischer Begriffe.“¹¹³ Dabei wendet er sich aus der Perspektive des Normalen dem Pathologischen zu, denn er behauptet, nur durch die Erforschung des Normalzustands könne Wissen über das Pathologische erlangt werden.¹¹⁴ Trotz seines Versuchs, das Normale auch quantitativ zu fundieren, bleibe Bernard qualitativen Methoden fundamental verhaftet und ziehe sie quantitativen vor, fasst Cryle zusammen.¹¹⁵ In seiner 1865 erschienenen Schrift *Introduction à l'étude de la médecine expérimentale* erläutert Bernard seine Kritik gegenüber statistischen Methoden in der Medizin – sie seien der Komplexität der Phänomene nicht gewachsen.¹¹⁶

Mit dieser Kritik wende er sich gegen die Herangehensweise Adolphe Quetelets (1796–1874), so Cryle:¹¹⁷ Dreißig Jahre zuvor hatte Quetelet mit seiner Schrift *Sur l'homme et le développement de ses facultés*,

111 Canguilhem (1974), S. 30.

112 Canguilhem (1974), S. 33.

113 Canguilhem (1974), S. 46.

114 Vgl. Cryle (2014), S. 102.

115 Vgl. Cryle (2014), S. 103.

116 „Une autre forme d'application très-fréquente des mathématiques à la biologie se trouve dans l'usage des moyennes ou dans l'emploi de la statistique qui, en médecine et en physiologie, conduisent pour ainsi dire nécessairement à l'erreur. Il y a sans doute plusieurs raisons pour cela; mais le plus grand écueil de l'application du calcul aux phénomènes physiologiques, est toujours au fond leur trop grande complexité qui les empêche d'être définis et suffisamment comparables entre eux.“ (Bernard (1865), S. 235.)

117 Vgl. Cryle (2014), S. 103.

ou, *Essai de physique sociale* den durch den Mittelwert bestimmten Menschen zum Ideal erklärt. Er wandte das Gauß'sche Gesetz der Fehlerhäufigkeit, das Astronomen der Positionsbestimmung eines Sterns dient, auf diverse Maße der Menschen an, wie Leonard Davis darlegt:¹¹⁸ Da bei jeder Messung Messfehler oder -ungenauigkeiten entstehen, wird der genaue Wert durch die Bestimmung der mittleren Abweichung approximiert. So versuchte Quetelet, den wahren Mittleren Menschen zu bestimmen, den *homme moyen*.¹¹⁹ Bei der Untersuchung seiner Messungen habe Quetelet nämlich bemerkt, dass sich die von ihm erstellten Häufigkeitspolygone approximativ an die Gaußglocke annäherten. Mit dieser Bezugnahme habe sich seine Auffassung von einer den Messungen zu Grunde liegenden Gesetzmäßigkeit manifestiert. Quetelet wolle „ausdrücklich darauf hinweisen, daß er der individuellen Abweichung von einem bestimmten Merkmal (der Schwankung) keine andere Bedeutung zugesteht als die eines Sonderfalls, der die Gesetze des Zufalls bestätigt [...]“¹²⁰, so Canguilhem.

Wie ihr Titel bereits deutlich macht, handelt es sich mit Quetelets Untersuchung nicht um ein rein medizinisch motiviertes Unterfangen. Vielmehr hat sich Quetelet das Ziel gesetzt, die Frage zu beantworten, ob das *Handeln* von Menschen Gesetzen unterliege.¹²¹ Zu diesem Zwecke sucht er also den *homme moyen* zu bestimmen. Er nimmt sich dazu nicht nur der Moral- und Kriminalstatistiken an und untersucht Reproduktions- und Sterberaten, sondern insbesondere in seinem zweiten Band betrachtet er auch physische Qualitäten und ist vor allem durch die Bestimmung *nationaler* Durchschnitte motiviert:

En comparant sous ce point de vue *les différents hommes d'une nation*, on parvient à des valeurs moyennes qui sont le poids et la taille qu'il convient d'assigner à l'homme moyen de cette nation; par suite, on pourrait dire que l'Anglais, par exemple, est plus grand que le Français et l'Italien. Cette manière de procéder est analogue à

118 Vgl. Davis (1995), S. 26.

119 Vgl. Quetelet (1835a), S. 30.

120 Canguilhem (1974), S. 104.

121 Vgl. Quetelet (1835a), S. 4.

celle que l'on suit en physique pour déterminer les températures des différens pays et les comparer entre elles [...].¹²²

Mit der Schaffung des *homme moyen* versuche sich Quetelet, so konstatiert Davis, an einer Rechtfertigungsgrundlage für die Existenz des Bürgertums, denn die neue Hegemonie der Bourgeoisie bedürfe einer wissenschaftlich fundierten Grundlage.¹²³ Seine statistische Vorgehensweise begründet Quetelet in der Ebenmäßigkeit, die sich bei genügend großer Zahl an Individuen hervortue und so die Gesetzmäßigkeiten *der Natur* verrate:

Nous devons, avant tout, perdre de vue l'homme pris isolément, et ne considérer que comme une fraction de l'espèce. [...] En se plaçant à une distance plus grande, son œil embrasserait un plus grand nombre de points, qu'il [celui qui examinerait] verrait se distribuer déjà *avec régularité* sur un arc d'une certaine étendue; bientôt, en continuant à s'éloigner, il perdrait de vue chacun d'eux individuellement, n'apercevrait plus les arrangements bizarres qui se trouvent accidentellement entre eux, mais saisirait la loi qui a présidé à leur arrangement général, et *reconnaîtrait la nature de la courbe tracée*.¹²⁴

Die Natur tut sich hier also als ein Vorgänger des Normalen hervor. Hacking erfasst, das Wort „normal“ habe seine heutige Bedeutung in dem Moment erhalten, „when these final fireworks of ‚human nature‘ splashed across the sky“¹²⁵. Zudem dient das Natürliche hier als die Rechtfertigungsgrundlage des Normalen. Der Auffassung des Normalen als eine Ausprägung der qualitativen Glattheit sowie der quantitativen Korrektheit geht also eine Auffassung der Natur als eine harmonische und rechtmäßige Struktur des So-Seins voran. Eine harmonische Naturauffassung vereint in sich, ähnlich wie das Normale, Aspekte von *Is* und *Ought*. Die vermeintliche Harmonie der Natur wird in einem

122 Quetelet (1835a), S. 31, meine Herv.

123 Vgl. Davis (1995), S. 26.

124 Quetelet (1835a), S. 4f, meine Herv.

125 Hacking (1990), S. 162.

säkularisierten und aufgeklärteren Weltbild jedoch zur scheinbaren Ebenmäßigkeit der Quantifizierung. In diesem Naturverständnis liegt also, ähnlich wie in der altgriechischen Medizin, die Auffassung verborgen, dass die Natur letztlich eine gute und harmonische sei. Doch auch der Schein der vermeintlichen Harmonie der Zahlen trügt: Es ist ein grundsätzliches Phänomen in der Statistik, dass sich unter gewissen Umständen der Unabhängigkeit zufällige Prozesse der Glockenkurve annähern (Zentraler Grenzwertsatz) und diese somit stets ein Bildnis der Ebenmäßigkeit liefern, so erläutert es auch Lennard J. Davis.¹²⁶ Die Natur pflegt sich also in den Diskurs des Normalen ein. Auf diesen Zusammenhang möchte ich jedoch in Kapitel 4.5 genauer eingehen.

Zwar idealisiert Quetelet seinen *homme moyen* und attestiert ihm eine grundsätzliche Schönheit, er macht aber dennoch deutlich, dass es sich um ein *grundsätzlich fiktives Wesen* handelt:

Si l'homme moyen était parfaitement déterminé, on pourrait [...] le considérer comme le *type du beau*; et tout ce qui s'éloignerait le plus de ressembler à ses proportions ou à sa manière d'être constituerait les difformités et les *maladies*; ce qui serait dissemblable, non-seulement sous le rapport des proportions et de la forme, mais ce qui sortirait encore des limites observées, serait monstruosité. La considération de l'homme moyen est *tellement importante dans les sciences médicales*, qu'il est presque impossible de juger de l'état d'un individu sans le rapporter à celui d'un *autre être fictif*, qu'on regarde comme étant à l'état normal et qui n'est au fond que celui que nous considérons.¹²⁷

An dieser Stelle verweist Quetelet explizit auch auf die Bedeutsamkeit der Anwendung seines Prinzips des Mittleren Menschen auf die Medizin. Er betont zwar, dass die Regelmäßigkeiten des Mittleren Menschen nicht auf Individuen angewandt werden sollten, dass dieser aber dennoch als eine fruchtbare Vergleichsfolie diene:

126 Vgl. Davis (1995), S. 30.

127 Quetelet (1835b), S. 266f, meine Herv.

[C]ar c'est encore le cas de faire observer ici que les lois générales relatives aux masses sont essentiellement fausses, étant appliquées à des individus: ce qui ne veut pas dire cependant qu'on ne peut les consulter avec fruit et que les écarts sont toujours considérables.¹²⁸

Dabei glaubt Quetelet jedoch, dass die Existenz des Mittleren Menschen nicht unmöglich sei: „[L]a preuve de son existence se trouve dans la manière même dans les nombres obtenus pour chaque membre se groupent autour de la moyenne, en obéissant à la loi des causes accidentelles.“¹²⁹ Der Mittlere Mensch stellt somit ein Ideal dar, von dem sich aufgrund des Gesetzes der Fehlerhäufigkeit eine Verbindung zur Masse herstellt. Davis zufolge bedeutet die breite Anwendung der Gaußglocke eine fundamentale Verschiebung für die Bewertung und Kategorisierung von Menschen: „Any bell curve will always have at its extremities those characteristics that deviate from the norm. [...] This [...] is in contrast to societies with the concept of an ideal, in which all people have a non-ideal status.“¹³⁰

Link hingegen behauptet, die nach dem Broussais'schen Prinzip konstatierte prinzipielle *Kontinuität* zwischen „normal“ und „anormal“ habe „von Beginn an eine enorme Angst ausgelöst“¹³¹, die er folglich als „Denormalisierungsangst“¹³² bezeichnet. Um diese zu bewältigen, hätten sich zwei Strategien des Umgangs entwickelt: Zum ersten die *protonormalistische Strategie*, die versuche, durch „Etablierung möglichst fixer Normalitätsgrenzen auf möglichst lange Zeiträume und durch möglichst enge Toleranzen-Zonen [sic] gegen die Denormalisierungsangst zu versichern.“¹³³ Durch Stigmata und die symbolische Verstärkung der harschen Normalitätsgrenzen lehnten diese sich beinahe wieder an Normativitätsgrenzen an, so Link. Zum zweiten habe sich die *flexibel-normalistische Strategie* entwickelt. Hierbei würden die

128 Quetelet (1835), S. 268f.

129 Quetelet (1870), S. 22.

130 Davis (1995), S. 29.

131 Link (1998), S. 265.

132 Link (1998), S. 265.

133 Link (1998), S. 265.

Grenzen der Normalität möglichst flexibel gehandhabt, nur temporär festgelegt oder Toleranzzonen breit angelegt.¹³⁴ Dabei setze der Protonormalismus außengelente Subjektivität, Disziplinierung, Dressur und Repression voraus, wie Link behauptet, der sich damit direkt auf die Arbeit Foucaults zur Disziplinargesellschaft bezieht. Eine solche Außenlenkung sei mit dem Flexibilitätsnormalismus hingegen undenkbar: Bei dieser Strategie erfolge vielmehr eine dynamische Selbst-Adjustierung. Dennoch handle es sich bei beiden Strategien um normalistische, so Link.¹³⁵ Marcus Krause bemerkt, dass die historisch frühere Normalisierungsform des Protonormalismus, die nach Link im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorgeherrscht habe, vor allem auf das Individuum zugreife und noch nicht auf die Bevölkerung im Ganzen bzw. auf Bevölkerungsgruppen abziele.

Krause sieht den Unterschied zwischen Proto- und Flexibilitätsnormalismus weniger in der Unterscheidung zwischen statisch und flexibel, sondern vielmehr in Bezug auf die Frage, ob der Normalismus auf Individuen oder Massen Anwendung findet.¹³⁶ Deshalb möchte ich im Folgenden darlegen, wie Foucault die Norm als die Verbindung zwischen hervorgebrachtem Individuum und der Bevölkerung auffasst: „Die Norm, das ist das, was sich ebensogut auf einen Körper, den man disziplinieren will, und auf eine Bevölkerung, die man regulieren will, beziehen kann.“¹³⁷ Eine Normalisierungsgesellschaft ist dann nach Foucault eine Gesellschaft, „in der sich gemäß einer orthogonalen Verknüpfung die Norm der Disziplin und die Norm der Regulierung miteinander verbinden.“¹³⁸ Er erläutert: „Einerseits zwingt die Normalisierungsmacht zur Homogenität, andererseits wirkt sie individualisierend, da sie Abstände misst, Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert und die Unterschiede nutzbringend aufeinander abstimmt.“¹³⁹ Foucault bemerkt eine sukzessive Durchsetzung von Disziplinierungs-

134 Vgl. Link (1998), S. 266.

135 Vgl. Link (1998), S. 266f.

136 Vgl. Krause (2007), S. 58.

137 Foucault (1993), S. 40, nach Sohn (1999), S. 24.

138 Foucault (1993), S. 40, nach Sohn (1999), S. 17.

139 Foucault (2021), S. 237.

maßnahmen in Institutionen des 17. und 18. Jahrhunderts. Diese Maßnahmen würden sich, so Foucault, tief in die zu disziplinierenden und zu konstituierenden Subjekte und in deren Körper einschreiben. In den unterschiedlichsten Bereichen hätte sich diese neue Art der Disziplinierung *peu à peu* etabliert, so Foucault. Die Maßnahmen definierten eine „bestimmte politische und detaillierte Besetzung des Körpers, eine neue ‚Mikrophysik‘ der Macht“¹⁴⁰. Dabei nennt Foucault drei Aspekte, die diese neue Art der Gelehrigkeit ausmachten: Erstens, die Größenordnung der Kontrolle beziehe sich bis auf die kleinsten Details, auf „Bewegungen, Gesten, Haltungen, Schnelligkeit.“¹⁴¹ Zweitens macht Foucault den Gegenstand der Kontrolle neu aus: Es gehe „nicht mehr um die Bedeutungselemente des Verhaltens oder um die Sprache des Körpers, sondern um die Ökonomie und Effizienz der Bewegungen.“¹⁴² Als einen dritten Aspekt der neuen Art von Gelehrigkeit nennt Foucault „die Durchführungsweise: sie besteht in einer durchgängigen Zwangsausübung, die über die Vorgänge der Tätigkeit genauer wacht als über das Ergebnis“¹⁴³.

Nimmt Foucault in *Überwachen und Strafen* noch die Disziplinierung des Individuums in den Blick, so erweitert er später seine Untersuchungsperspektive. Rückblickend sei er der Meinung gewesen, dass seine Analyse der Disziplargesellschaft eine bloß vorläufige und nicht hinlängliche Interpretation der Normalisierungsgesellschaft gewesen sei. Dann stelle er dem Disziplinarischen noch das Regulatorische zur Seite, erklärt Werner Sohn.¹⁴⁴ Foucault erweitere also „die Analyse der Normalisierungsgesellschaft um Technologien, welche es gestatten, *unter Absehung von den Individuen Mengen herzustellen* und zu regulieren.“¹⁴⁵ So bilden die seit dem 17. Jahrhundert entstandenen Machtprozeduren der Disziplinen den einen Pol der „Macht zum bzw.

140 Foucault (2021), S. 178.

141 Foucault (2021), S. 175.

142 Foucault (2021), S. 175.

143 Foucault (2021), S. 175.

144 Vgl. Sohn (1999), S. 17, mit Verweis auf Foucault (1993), S. 40.

145 Sohn (1999), S. 17, meine Herv.

über Leben (*pouvoir sur la vie*)¹⁴⁶, und die um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgekommene „Bio-Politik der Bevölkerung“¹⁴⁷ formt den anderen Pol. Dabei ist Bio-Politik als „die sorgfältige Verwaltung der Körper und die rechnerische Planung des Lebens“¹⁴⁸ zu verstehen, wie Petra Gehring es mit Foucaults Worten kurzfasst. So hätten sich die „Regulationstechnologien, die sich um den Gattungskörper zentriert haben, [...] die Fortpflanzung, die Geburten- und Sterblichkeitsrate, das Gesundheitsniveau usw. zum Gegenstand eingreifender Maßnahmen gemacht.“¹⁴⁹ Zwar bilde auch diese hier kurz vorgestellte Verknüpfung von Disziplinarischem und Regulatorischem durch die Norm kein allgemeines Modell, urteilt Sohn, jedoch bilde sie einen mehrerer Modi der Normalisierung.¹⁵⁰ Da die Normalisierung jedoch ein essentieller Faktor der Subjektivierung sei, sei die von Link erwähnte Denormalisierungsangst weniger in der Angst begründet, nicht als normal anerkannt zu werden, sondern vielmehr in der Angst um den Verlust des Subjektstatus, so Krause.¹⁵¹

Dieser rechnerischen Planung des Lebens ist die mit der in der Moderne aufgekommene Verdattung des Menschen mehr als dienlich. Dabei fand Hacking zufolge eine großflächige Verdattung in den Jahren 1820–1840 in einem zuvor unbekannten Ausmaß statt; er nennt die Zeit dieser abrupten Veränderung „*the avalanche of printed numbers*“.¹⁵² Die Statistik an sich sei zwar schon etwas älter, leitet sich ihr Begriff doch von der „Staatswissenschaft“ her ab, wie er 1749 erstmals verwendet wird – as „compiling information about the state“¹⁵³. Das Ausmaß an Vermessungen und die Menge gedruckter Zahlen habe von 1820 bis 1840 in exorbitantem Maße zugenommen, ungleich mehr als die Menge gedruckter Buchstaben, so Hacking.¹⁵⁴ Anhand einer

146 Gehring (2020), S. 266, Herv. im Orig.

147 Foucault (1977), S. 166, nach Gehring (2020), S. 266.

148 Foucault (1977) S. 167, nach Gehring (2020), S. 266.

149 Sohn (1999), S. 23.

150 Vgl. Sohn (1999), S. 24.

151 Vgl. Krause (2007), S. 62f.

152 Hacking (2016), S. 68, meine Herv.

153 Davis (1995), S. 26.

154 Vgl. Hacking (2016), S. 69.

breiten quantitativen Erfassung der Bevölkerung und der Etablierung statistischer Methoden sei der Praxis der Bevölkerungsregulierung zudem wissenschaftlich fundierte Bedeutung attestiert worden; und so etablierte auch Quetelet mit seiner Arbeit einen Nexus zwischen wissenschaftlicher Untersuchung und verwaltungstechnischer Erhebung, urteilt Cryle.¹⁵⁵ Hacking analysiert, Sozialstatistiken seien in einer zuvor nicht existenten Ubiquität erstellt und eingesetzt worden, sodass sie bald durchdringend auf das Leben angewandt wurden und so das Gefühl der Weltwahrnehmung verändert hätten.¹⁵⁶ Darüber hinaus argumentieren Peter Cryle und Elizabeth Stephens, basierend auf der Untersuchung Igos, dass *zeitgenössische und populäre Verständnisse des Normalen* nicht im Sinne Foucaults, also im Kontext großer Disziplinarinstitutionen und biopolitischer Systeme des 19. Jahrhunderts entstanden seien, sondern erst sehr viel später, in den Konsumkulturen der Selbstoptimierung in der Mitte des 20. Jahrhunderts. So seien weniger fügsame, sondern vielmehr flexible und adaptive Körper geschaffen worden.¹⁵⁷

Mit dieser großflächigen Verdattung kommt notwendigerweise zu einer quantitativ festgehaltenen Gerinnung der Unterscheidungen zwischen Menschen: Hacking stellt fest, dass mit der sozialstatistischen Analyse und dem (Auf-)zählen von Menschen stets ein Einteilen der Menschen in Kategorien einhergeht, auch wenn dies gar nicht die primäre Absicht war: „Enumeration demands kinds of things or people to count. Counting is hungry for categories. Many of the categories we now use to describe people are byproducts of needs of enumeration.“¹⁵⁸ Was die zur Kategorie gewordene Differenzierung des „Normalen“ jedoch ausmacht, ist mit Hacking gesprochen aber gerade die Vermengung des Normalen als einer beschreibbaren Tatsache mit dem Verständnis des Normalen als einer „figure of perfection“¹⁵⁹, also die Ambiguität zwischen *fact* und *value*. Sie ruft die Spannung im Begriff

155 Vgl. Cryle (2014), S. 98.

156 Vgl. Hacking (2016), S. 69.

157 Vgl. Cryle/Stephens (2017), S. 14f.

158 Hacking (2016), S. 66.

159 Hacking (1990), S. 168

des Normalen hervor, wie ich nun noch ausführlicher erläutern möchte.

Durch eine Perspektivverschiebung entwickelte Francis Galton (1822–1911) die Herangehensweise Quetelets weiter: Im Gegensatz zu Quetelet erachtet er den *homme moyen* weniger als den Mittleren, sondern vielmehr als den mittelmäßigen Menschen; nicht als „type de beau“, sondern als *bloß durchschnittlich*. Und so änderte er auch den Namen der Gauß'schen Fehlerverteilung ab: Denn in einer „Fehlerkurve“ würden die Extreme der Kurve als die Messpunkte angesehen, die die meiste Fehlabweichung in puncto Genauigkeit aufwiesen (wie bei der astronomischen Messung). Im Hinblick auf menschliche Eigenschaften jedoch wollte Galton gewisse Extreme als positiv bewerten, wie z.B. Körpergröße, hohe Intelligenz, Ehrgeiz, Stärke oder Fruchtbarkeit. Um sie jedoch nicht als „Fehlmessungen“ zu markieren, nannte Galton die Kurve fortan *Normalverteilung*.¹⁶⁰ Ziel Galtons war es also, das durchschnittliche Maß des Menschen zu verbessern, womit er als einer der Gründerväter der Eugenik gilt, jener Lehre der als positiv/negativ bewerteten Erbanlagen; einer Lehre, die die Praxis und die Gesinnung vieler, wenn nicht der meisten Europäer und US-Amerikaner, noch prägen würde.¹⁶¹ Hacking erläutert: „Galton‘ stands for improving averages [...]. When it is a matter of living beings, that translates into eugenics. There we first focus on the Queteletian mean and then surpass it.“¹⁶² Anstatt Durchschnittswerte zu bestimmen, stellt Galton vielmehr eine Rangfolge auf und fokussiert sich somit mehr auf die Bestimmung von Medianen als von Mittelwerten.¹⁶³ Es sei diese Spannung zwischen *Is* und *Ought*, konstatiert Hacking, die aus dem Normalen eines der mächtigsten ideologischen Instrumente des 20. Jahrhunderts mache.¹⁶⁴

Diese Polaritäten lassen sich leichter anhand der Überlegungen Eviatar Zerubavels verstehen. Zerubavel fragt, warum sich manche

160 Vgl. Davis (1995), S. 32f.

161 Vgl. Davis (1995), S. 35.

162 Hacking (1990), S. 169.

163 Vgl. Davis (1995), S. 33.

164 Vgl. Hacking (1990), S. 169.

menschliche „Eigenschaften“ tiefer in unsere Identitäten einzuschreiben scheinen als andere, warum manchen „Eigenschaften“ eine sehr viel höhere Salienz zugeschrieben wird als anderen. Er beantwortet diese Frage mit dem Konzept von *Markiertheit* und *Unmarkiertheit*:

As their etymology implies, the distinction between the „marked“ and the „unmarked“ is essentially the distinction between the *remarkable* and the *unremarkable*. In sharp contrast to the former, which figuratively „stands out“, the latter is viewed as lacking any distinctive features and, as such, is considered „nondescript“.¹⁶⁵

Dabei sei (Un-)markiertheit eine kulturelle Eigenschaft und keine essenzielle:

Whether one considers something marked or unmarked is by no means just a matter of personal opinion. Yet nor is anything inherently marked or unmarked. Specialness and ordinariness are in fact but *social* constructions, products of particular *semiotic norms*, *traditions*, and *conventions* that we share as members of specific „thought communities.“¹⁶⁶

Das Markierte stehe dabei antiproportional zu statistischer Prominenz.¹⁶⁷ Zerubavel überträgt diese Überlegung auf die Normalverteilung: Die Daten, die in der Nähe des Erwartungswerts angeordnet sind, sind „unmarkiert“, während die beiden Außenränder der Funktion „markiert“ sind.¹⁶⁸ Dabei helfe gerade die Betrachtung von Normalität als statistisches Phänomen dabei, so Zerubavel, (Un-)markiertheit nicht zu essentialisieren.¹⁶⁹ Dabei sei jedoch (Un-)markiertheit und ihre semiotische Asymmetrie häufig ein Produkt von Dysbalancen der Machtverteilung, aus der sich zudem eine unterschiedliche *semiotische Gewichtung* ergibt.

165 Zerubavel (2018), S. 1.

166 Zerubavel (2018), S. 6, nach Zerubavel (1997), Herv. im Orig.

167 Vgl. Zerubavel (2018), S. 19.

168 Zerubavel nennt die Grafik dieser Beschreibung „The ‚Normal‘ Distribution of Cultural Significance“ (Zerubavel (2018), S. 44).

169 Vgl. Zerubavel (2018), S. 20.

While marked identities carry greater *semiotic weight*, it is nevertheless the unmarked ones that tend to carry greater political weight. [...] After all, whereas the strictly statistical notion of abnormality is value-neutral, the cultural notion of deviance is unmistakably negative.¹⁷⁰

Hier schließt sich der Kreis zu Quetelet und zu Galton.

Canguilhem indes lässt sich gewissermaßen ein Unterminierungsversuch der von Hacking als ideologisch bezeichneten Politik der Normalität attestieren.¹⁷¹ Canguilhem versucht einen ahistorischen Normalitätsbegriff aufzustellen, der sich einer Verdattung sowie einer feststellbaren Objektivität entzieht und stattdessen die „spezifische“ oder gar die „ursprüngliche“¹⁷² „Normativität des Lebens“¹⁷³ selbst anerkennt; Normativität des Lebens in dem Sinne, als dass ein erkranktes oder verletztes Lebewesen auf die Funktionsstörung der Erkrankung bzw. Verletzung eine Reaktion zeige, „daß das Leben den Bedingungen gegenüber, unter denen es möglich ist, nicht indifferent bleibt“¹⁷⁴ und dass damit das Leben selbst eine normative, also: Normen setzende, Aktivität sei. Canguilhem zufolge hat die Physiologie die „bedeutsame wie schwierige Aufgabe [...], den Inhalt jener Normen, in denen das Leben sich hat stabilisieren können, exakt zu bestimmen, ohne die Möglichkeit oder Unmöglichkeit ihrer Korrektur zu präjudizieren.“¹⁷⁵ In diesem Sinne ist Normativität eine grundlegende Eigenschaft von Lebewesen. Die Fähigkeit des Menschen, zu leben, sieht Canguilhem dabei in Korrelation zu seiner Umwelt und seiner Umgebung: Der Mensch sei „das einzige Tier, das sich über die ganze Erde hat verbreiten können. Vor allem aber ist er dasjenige Tier, das unter Zuhilfenah-

170 Zerubavel (2018), S. 32, S. 36, meine Herv.

171 Vgl. Tiles (1993), S. 732.

172 Monika Noll und Rolf Schubert übersetzen in der Ausgabe von 1974 an dieser Stelle mit „spezifisch“ (Canguilhem (1974), S. 120). In der Neuausgabe, 2013 herausgegeben von Maria Muhle, findet sich hier hingegen das Wort „ursprünglich“ (Canguilhem (2013), S. 187).

173 Canguilhem (1974), S. 120.

174 Canguilhem (1974), S. 82.

175 Canguilhem (1974), S. 120.

me der Technik die jeweiligen Umweltbedingungen seines Tuns selbst verändern kann.“¹⁷⁶ Doch nicht nur seine Umwelt könne der Mensch durch seine Techniken verändern, sondern auch seinen eigenen Körper: „Wille und Technik des Menschen können die Nacht zum Tage machen, und zwar nicht bloß in der Umwelt, in der das menschliche Tun sich entfaltet, sondern sogar im Organismus, dessen Tätigkeit sich gegen die Umwelt behauptet.“¹⁷⁷ Das Besondere des menschlichen Lebens sei also, dass Organismen nicht nur mit Krankheit eine Reaktion zeigen und so fortlaufend neue Normen setzen, sondern sich außerdem an die Umwelt anpassen könnten. So konstituiere das Leben Normen und vereine in sich Unterschiede, denn Verschiedenheit (im Sinne der *anomalía*) bedeute nicht Krankheit. Nicht das Anomale sei das Pathologische, denn „[p]athologisch enthält ja *pathos*, das unmittelbare und konkrete Gefühl des Leidens und der Ohnmacht, das Gefühl eines beeinträchtigten Lebens.“¹⁷⁸ Das Pathologische – im Sinne des leidenden Subjekts – sei hingegen das *Anormale*, also der Lebenszustand, demgegenüber der eigene Organismus nicht gleichgültig bleibe. Canguilhem begreift in seinem Konstruktionsansatz also jenes als pathologisch und anormal, was nicht der Norm des Lebens entspricht, die er durch zwei Punkte erfasst:¹⁷⁹ Erstens liegt seiner Definition von Gesundheit der Mensch in seiner biologischen Lebendigkeit zu Grunde. Zweitens muss das Gefühl der Krankheit seitens des Individuums empfunden sein, denn erst das *pathos* begründe die Existenz der Medizin. Die Medizin als Kunst des Lebens gebe es deshalb, so Canguilhem, weil „der lebendige Mensch *selber* bestimmte Zustände oder Verhaltensweisen, die er der dynamischen Polarität des Lebens entsprechend als negativen Wert fürchtet, als pathologisch und das heißt als zu vermeidende oder zu behebende qualifiziert.“¹⁸⁰

Es wird also deutlich, dass Canguilhems Konzept keineswegs dem zeitgenössischen Verständnis vom Normalen entspricht. Auch Foucault

176 Canguilhem (1974), S. 120.

177 Canguilhem (1974), S. 119.

178 Canguilhem (1974), S. 90.

179 Vgl. auch Tiles (1993), S. 738.

180 Canguilhem (1974), S. 82, meine Herv.

indes scheint Canguilhems Auffassung einer ahistorisch-biologischen Normalität keinerlei Bedeutung beizumessen, wenn er in einer seiner Vorlesungen erläutert, dass in Canguilhems Schrift „auch diese mir wichtig erscheinende Idee [zu finden sei], daß die Norm keineswegs als Naturgesetz definiert wird, sondern über ihre Fähigkeit, an Bereiche, auf die sie angewandt wird, Anforderungen zu stellen und auf sie Zwang auszuüben.“¹⁸¹ Cryle schließt: „[I]t seems reasonable to conclude at least that Foucault’s discussion of normalisation as a ‚project‘ is not theoretically co-extensive with Canguilhem’s theory of normativity as a property of organisms.“¹⁸² Mit seiner Theorie der Normalisierungsgesellschaft versuchte Foucault sich vielmehr an einer Fortschreibung zumindest von Canguilhems historischem Ansatz.

Link kritisiert Canguilhem explizit: Die biologische Objektivität im Sinne Canguilhems müsse genaustens von der Objektivität datenbasierter Medizin unterschieden sein. Denn nur die zweite sei ein kultureller Produzent von „Normalitäten“, die jedoch genaustens von „Natürlichkeiten“ unterschieden sein müssten.¹⁸³ Link pocht somit auf die Historizität des Normalismus an sich und erkennt Canguilhems Versuch der Unterminierung nicht an, wohingegen Mary Tiles analysiert, dass Canguilhem versuche, die Medizingeschichte zu nutzen, um zu zeigen, dass ihr Ziel nicht naturgegeben sei.¹⁸⁴ Zerubavel betrachtet im Gegensatz zu Link das Entstehen politischer Normalität (Normalismus) nicht in Abhängigkeit von statistischen Verfahren, sondern auf der Basis von Verschiebungen der semiotischen Gewichtung auf einer Achse statistisch gegebener Zustände.

So kollidieren historische wie ahistorische Ansätze, und meines Erachtens muss in Erwägung gezogen werden, die Überschneidungen und Reziprozitäten der beiden Herangehensweisen genauer zu überprüfen: Link plädiert eher für eine strikte Trennung zwischen modernem Normalismus und Alltäglichkeit als Normalität. Mit den Theorien

181 Foucault (2003), S. 71f.

182 Cryle (2014), S. 105.

183 Vgl. Link (1998), S. 256.

184 Vgl. Tiles (1993), S. 732.

Hirschauers um die Humandifferenzierung sind Unterscheidungen als Formen der Differenzierung bereits im Sinne des Alltäglichen und unbewusst Bestehenden existent. So kann Normalität als Alltäglichkeit dennoch eine Mitvoraussetzung für Humandifferenzierung sein. Ebenso kommen im Faktum der etymologischen Überlagerung der Begriffsbedeutungen des Normalen von *omalos* und *norma* moderner Normalismus und ahistorische Normalität – Unterscheidung und Klassifizierung – zusammen. In dieser Verschränkung, aber in analytischer Trennung, gilt es mir, die in die *Norma*- und *Normman*-Statuen eingeflossenen Diskurse eingehender zu untersuchen und zu verstehen und diese insbesondere in Bezug auf die Wechselseitigkeit von *omalos* und *norma*, von Normalität als Alltäglichkeit und politischer Normalität, zu untersuchen.

